

## (Wissenschaft an sich: Notizen von Geistesheroen)

Hans-Heinrich Nolte:

<p style="text-align: center;">ENDE EINER DIENSTFAHRT</p>
---

Es ist ein gutes Gefühl, eine Arbeit beendet zu haben. In früheren Zeiten konnte ein Professor ein solches Gefühl nicht pflegen: er wurde emeritiert, behielt das alte Gehalt und man erwartete von ihm, dass er an der akademischen Lehre weiter Anteil nahm. Ich werde dagegen pensioniert und erhalte drei Viertel meines alten Gehaltes, das etwas über dem eines Oberstudienrats lag. Dass man von mir erwartet, weiter Prüfungen abzunehmen, passt eigentlich nicht dazu und ist eher eine Zumutung. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, und für diese Prüfungen werde ich keinen erhalten. Aber das ist nur eine Nebensache – die Hauptsache bleibt, dass mein Dienst in Hannover heute zuende geht.

Die letzte Vorlesung möchte ich nutzen, um Ihnen intellektuell vergnügliche anderthalb Stunden zu bereiten. Ich werde Ihnen einige meiner Lieblingsdichter vorstellen. Diejenigen, die meine Vorlesung gehört haben, wissen, dass ich oft Anspielungen auf literarische Texte einstreue. Ich habe in einem humanistischen Gymnasium gelernt, und einige unserer Lehrer haben uns beigebracht, mit unseren Gefühlen, unseren Bedürfnissen, unseren Einsichten in dieser Form umzugehen. Auch diese Form des Verhaltens, dieser intellektuelle Habitus ist schon Geschichte, aber ich möchte im Folgenden ja gerade sagen, zu welcher Generation ich gehöre: wie es sich gehört, nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form nach ein Abschied.

Lassen Sie mich, indem ich zugleich die Grundlinie meines Lebens bezeichne zum Anfang das großartigste Gedicht zitieren, das ich kenne<sup>1</sup>:

Φαίνεται μοι κήνος ἴσος θεοῖσιν  
 Ἔμμεν ὄνηρ ὅττις ἐναντιός τοι  
 Ἰσδάνει καὶ πλάσιον ἄδυ φωνεί-  
 Σας ὑπακούει

<sup>1</sup> Sappho, Griechisch und Deutsch, Herausgegeben und übertragen von Emil Staiger, mit Zeichnungen von Henri Matisse, Zürich 1957, S. 20 f.. Leider gibt mein PC-Programm die Akzente nicht korrekt wieder. Ich danke Oberstudienrat Dr. Klaus, mich in die griechische Lyrik eingeführt zu haben. Sappho schrieb im 6. Jahrhundert vor Christi.

Jener scheint mir den Göttern gleich  
 Der Dir gegenüber sitzt und  
 Nahe Deinem süßen Gespräch sich, Deinem  
 Schmelzenden Lachen

Lauschend zuneigt. Mir aber, ach, erschreckte  
 Dies im Busen wahrlich das Herz; denn schau ich  
 Flüchtig nur hinüber zu Dir, versagt mir  
 Völlig die Stimme,

und mir ist die Zunge gelähmt, ein feines  
 Feuer unterläuft die Haut urplötzlich;  
 Mit den Augen sehe ich nichts, ein Dröhnen  
 Füllt mir die Ohren,

und der Schweiß rinnt nieder, und meinen ganzen  
 Leib befällt ein Zittern, und bleicher bin ich  
 Als das Gras, und nahe bereits dem Tode  
 Schein ich, Agallis.

Aber alles ist zu ertragen, da...

*Ἄλλα παν τόλματον ἐπέι-...*

Hier bricht das Gedicht der Sappho ab. Es ist hier auch nicht wichtig, wie es weitergeht – es ist einfach ein mehr als zweieinhalb Jahrtausende altes Gedicht, das nicht nur Catull<sup>2</sup> begeisterte, sondern auch uns heute unmittelbar anspricht. Es fasst eines der großen Gefühle in Worte, die unser Leben tragen, aus denen heraus wir wirken. Und es ist hier und heute, für mich, das Trankopfer an die großen, unerreichbaren Vorgänger – oder, und wer spürte das nicht bei der Entschiedenheit des Gefühls, zu dem die Dichterin sich bekennt, die großen Vorgängerinnen.

Clio ist eine Muse, und ich fühle mich ihr gerade darin verbunden, dass auch Geschichtsschreibung eine Kunst ist. Eine Kunst allerdings, die sich besonders häufig mit fremden Federn schmückt – mit den Einsichten und Arbeitsergebnissen anderer. Na und ? Unterscheidet sie sich darin allzusehr von dem Leben, von dem sie berichtet ? oder von den Werken, die andere Musen betreut haben?

Eine der ersten Punkte, die man in der Poetik lernt, ist, dass dem Satyrspiel die Tragödie vorausgeht, und dass zum Schluß die Komödie kommt, wobei

---

<sup>2</sup> Gaius Valerius Catullus, Gedichte etwa 60-55 vor Christi: Illi mihi paresse deos...

Komödie nur heißt, dass die Sache gut ausgeht. Ich möchte Ihnen nicht nur Parodie anbieten, sondern dem Satyrspiel soll die Tragödie vorausgehen und zum Schluß möchte ich an die Komödie erinnern. Ich tue das - wie alles, was heute folgt – mit dem leicht veränderten Zitat eines Gedichts. Ich werde, wie im Folgenden überhaupt, mit einer Ausnahme den Autor nicht nennen; wer ihn kennt, freut sich daran, wem er unbekannt ist, der sollte einen Nachmittag über seinen Büchern verbringen, um ihn herauszufinden. Oder natürlich Google nach dem Zitat fragen und es dann auf die Liste der erledigten Sachen abhaken, je nach Geschmack. Und er kann sich meinen Vortrag mit Anmerkungen und Nachweisen aus dem Internet „downloaden“: <http://www.vgws.org>

Meine heutige Gliederung ist also:

- A. Tragödie
- B. Satyrspiel:
  - a. 1. Hauptteil: das Wesen des Professors
  - b. 2. Hauptteil: der Professor als Mensch.
  - c. 3. Hauptteil: die Zeit als Gegenstand der historischen Wissenschaft
- C. Komödie

## A. Tragödie

Worin liegt die Tragödie <sup>3</sup>?

„Einsamer nie als im August;  
Erfüllungsstunde – im Gelände  
Die roten und die goldnen Brände,  
doch wo ist deiner Gärten Lust ?

Die Seen hell, die Himmel weich,  
die Äcker rein und glänzen leise,  
doch wo sind Sieg und Siegsbeweise  
aus dem von dir vertreten Reich?

Wo alles sich durch Glück beweist  
Und tauscht den Blick und tauscht die Ringe  
Im Weingeruch, im Rausch der Dinge - :  
Dienst du dem Gegenglück, dem Geist.“

---

<sup>3</sup> Gottfried Benn: Gesammelte Werke, Hg. Dieter Wellershoff, Bd. III, S. 140.

Die Tragödie, von der manche meiner Generation ausgingen, verstanden wir darin, dass die Wissenschaft das Leben sezziert, auseinanderschneidet und damit zerstört, um es zu begreifen. Genauso verfährt auch die Geschichte: man liest die Quellen, schnippelt sie auseinander und setzt sie neu wieder zusammen. Man kann das vornehm Rekonstruktion nennen, es bleibt dasselbe. Eigentlich haben wir Wissenschaftler keinen Anspruch auf Glück, denn Fortuna ist eine eifersüchtige Göttin, die es nicht duldet, andere Göttinnen neben sich zu haben, und wir wollen nicht nur glücklich sein, sondern außerdem auch noch alles wissen. Da wir dieses Problem nicht lösen können, und nur damit umzugehen vermögen, indem wir privates Leben und Beruf auseinanderschneiden, darum bilden Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung<sup>4</sup> so angemessene Formen darüber zu reden. Uneigentlich allerdings finden auch wir unsere kleinen Glücke, aus denen heraus wir leben und dann doch nicht von der Frage lassen können, wie alles zusammenhängt.

„Überblickt man die Jahre  
 Von Ur bis El Alamein,  
 wo lag denn nun das Wahre,  
 Kabbala,“ Schwarzer Stein ..<sup>5</sup>.

Ist es die Tragödie der Wissenschaft, das zu zerstören, was sie untersucht, so besteht die Rolle des Satyrspiels darin, uns genau darüber lachen zu lassen – über die Wissenschaft, über uns Wissenschaftler, über Eitelkeit und Begierde, alles haben und zugleich auch noch alles wissen zu wollen ...

## B. Das Satyrspiel (im Allgemeinen)

Das Ganze ruft danach, sich darüber lustig zu machen. Satiren sind nicht gerecht. Wo bleibt das Positive, Herr Kästner?<sup>6</sup>

Auf diese alte Frage hat schon Juvenal<sup>7</sup> geantwortet, dass es an der Zeit liegt, was ein Autor schreibt:

Wenn ein schlaffer Eunuch sich ein Weib nimmt, wenn tuskische Eber  
 Mevia spießt und, den Busen entblößend, den Jagdspeer gezückt hält,  
 (*Die vornehme Mevia führte öffentlich Jagdszenen auf und bot dabei tutti  
 frutti*)

wenn nun an Reichtum eifert mit allen Patriziern einer,  
 der in der Jugend mir rauschend schabte das lästige Barthaar,

<sup>4</sup> Christian Grabbe: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung (1822).

<sup>5</sup> Ebda., S. 438.

<sup>6</sup> Erich Kästner, Vorwort zu: Eine Auswahl, Zürich 1956 ( S. 5 f. ; ungezählt). Vgl. auch Kurt Tucholski: Was darf die Satire ? in Ders.: Panter, Tiger und Co., Reinbek 1954, S. 176 – 178.

<sup>7</sup> Juvenal: Satiren, Übertragen von Wilhelm Plankl, München 1958, 1. Satire (S.12, S.15).

....  
 schwer ist's da, keine Satire zu schreiben !  
 (difficile est, satiram non scribere)

.....  
 Keine ärgeren Unsitten könnte die Nachwelt dereinst den  
 Unsern hinzutun, sie können Gleiches nur treiben und wünschen,  
 jegliches Laster ist schon auf der Spitze !

Ob der Erfindungsgeist unseres Jahrhunderts nicht weiter geführt hat, als Juvenal das vor ca. 2000 Jahren absehen konnte ? Ich finde, dass wir mit Aktionen wie „Deutschland sucht den Superstar“, angekündigten SM-Parties oder dem Verschwinden vieler Millionen in Parteikassen einen eigenen Anspruch auf Satire entwickelt haben. Und ich vermute, dass jemand aus der nächsten Generation der Historiker das einmal im Stil des Quatsch-comedy-Clubs Ihnen vortragen wird. Vielleicht kann ich dann Gast sein und freue mich an diesen Witzen.

Ich möchte mich zum Schluß meiner Dienstfahrt, in der mir geläufigen Form, aber nicht über andere lustig machen, sondern über meinen Beruf und über mich selbst, über den, dem zuzuhören viele von Ihnen über viele Jahre hinweg die Freundlichkeit besessen haben, für die ich Ihnen danke.

Um Sie angemessen in unser Satyrspiel über Professoren und Wissenschaft einzuführen, habe ich in den Parodien deutscher Lyrik nachgesehen und auch wirklich einiges zur Wissenschaft gefunden. Etwa:<sup>8</sup>

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht,  
 aber wenn sich des Sees, streng im horazischen Takt,  
 Ein Professor ermächtigt  
 Dann vergeht dir die Lust zum Baden.“

Auch fällt mir die Beschreibung meines Studienorts ein, die selbstverständlich jeder von Ihnen kennt. Ich erinnere Sie:<sup>9</sup>

„Es war noch sehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte \*\*\* lag gewiß noch in seinem Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandele in einem schönen Garten, auf dessen Beeten lauter weiße, mit Zitaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühsam in ein neues Beet verpflanzt, ...

Vor dem Weender Tore begegneten mir zwei eingeborene Schulknaben, wovon der eine zum anderen sagte: >mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumpenkerl, denn gestern wußte er nicht mal, wie der Genetiv von Mensa heißt <...“

<sup>8</sup> Friedrich Torberg zu Klopstock; in: Theodor Verweyen, Gunther Witting Hg.: Deutsche Lyrik-Parodien, Stuttgart 1983, S. 130.

<sup>9</sup> Heinrich Heine: Werke, Hg. Paul Stapf, Berlin 1961, hier: Die Harzreise, S. 673 – 719, Zitate S. 674 – 679.

Auf dem Weg in den Norden überholen unseren Reisenden die Wagen der Wohlhabenderen, „wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit oder für immer wegreisen. In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Gehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Ägyptens – nur dass in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.

Aus den Myrtenlauben bei Rauschenwasser sah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landstrasse sein Geleit ...“

Unserem Autor sei die Herabwürdigung des Rauschenwassers verziehen, in dessen kalten Fluten wir später unsere Bierflaschen gekühlt haben. Aber auch der Autor spottet auch weiter ganz unziemlich über die Wissenschaft; etwa wenn er, schon im Gasthaus in Osterode, von den Göttinger Juristen träumt, wie sie sich in der Nacht mit Themis im juristischen Saal der Bibliothek treffen : Jeder von den Herren

„trat näher, und hatte etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Systemchen, oder Hypotheschen, oder ähnliches Missgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saaltüre traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die sich als die andern großen Männer des illustren Ordens kundgaben, meistens eckige, lauernde Gesellen, die mit breiter Selbstzufriedenheit gleich drauflos definierten und distinguierten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels disputierten. Und immer noch kamen neue Gestalten herein, alte Rechtsgelehrten, in verschollenen Trachten, mit weißen Allongeperücken und längst vergessenen Gesichtern, und sehr erstaunt, dass man sie, die Hochberühmten des verflommenen Jahrhunderts, nicht sonderlich regardierte; ...“

Der Autor, der seine innige Bekanntschaft mit dem Pedell nicht leugnete, bewies hier selbstverständlich nur sein Unverständnis wissenschaftlichen Fortschritts, nicht zuletzt in dem empörten Aufschrei der Themis seines Traumes, dass all das akademische Geschwätz und Gestänker doch keine Gerechtigkeit schaffe ...

## 1. Hauptteil : das Wesen des Professors

Nun, das ist zwei Jahrhunderte her und kennzeichnet die heutige Wissenschaft selbstverständlich in keiner Weise. Wie steht es also mit den Professoren unserer Zeit ? Ich beginne mit meinem ersten Hauptteil :

## BESTIMMUNG DES PROFESSORS NACH DEN AUFZEICHNUNGEN DES GELEHRTEN HESPEROS

Was ist ein Professor ? Zu diesem zentralen Thema der Geschichte möchte ich die Aufmerksamkeit auf den bedeutenden Gelehrten Hesperos wenden, dessen monumentales Werk „carmina sub patibulo“<sup>10</sup> viel zu wenig beachtet wird. Kürzlich hat die VW-Stiftung nun endlich das schon lange beantragte Projekt der vollständigen Verzettelung des Werkes genehmigt, wodurch die Drittmittelquote des Historischen Seminars bedeutend verbessert werden konnte. Nach durchgeführter Analyse kann ich hier im Vorgriff auf die in wenigen Jahren zu erwartenden Publikation diesem ausgewählten Publikum einige wichtige Ergebnisse zum Professor berichten.

1. Zuerst einmal: es gibt ihn. Der Beleg findet sich unter der etwas irreführenden Überschrift: der Gaul.<sup>11</sup> Ich zitiere:

„Es läutet bei Professor Stein.  
Die Köchin rupft die Hühner.  
Die Minna geht : Wer kann das sein?  
Ein Gaul steht vor der Türe.

Die Minna wirft die Türe zu.  
Die Köchin kommt: Was gibt's denn?  
Das Fräulein kommt im Morgenschuh.  
Es kommt die ganze Familie.

„Ich bin, verzeihn Sie“ spricht der Gaul,  
„der Gaul vom Tischler Bartels.  
Ich brachte ihnen dazumal  
Die Tür und Fensterrahmen!“

Die vierzehn Leute samt dem Mops,  
sie stehn, als ob sie träumten.  
Das kleinste Kind tut einen Hops,  
die anderen stehn wie Bäume.

Der Gaul, da keiner ihn versteht,  
schnalzt bloß mal mit der Zunge,  
dann kehrt er still sich ab und geht  
die Treppe wieder herunter.

Die dreizehn schaun auf ihren Herrn,

---

<sup>10</sup> Christian Morgenstern: Galgenlieder, Wiesbaden o.J. .

<sup>11</sup> Ebda., S. 58.

ob er nicht sprechen möchte.  
 „Das war“ spricht der Professor Stein,  
 ein unerhörtes Erlebnis!“

Wir sehen den Professor als Haupt eine beträchtlichen Gruppe, die durch das Auftreten eines Bekannten irritiert ist und diesen nicht versteht. Der Bekannte tut das einzig Vernünftige –da man ihn nicht versteht, geht er lieber. Aber ist die Aufgabe des Professors durch sein Nichtverstehen ausreichend beschrieben ? Oder gar durch die angedeuteten vielfältigen Beziehungen zu Köchin, Minna, Fräulein, Kind und Mops ? Mitnichten, ich komme auf die Textstelle zurück.

Lassen Sie mich zuerst auf Hesperos Aussagen über den Professor in den Kontext des Diskurses über wissenschaftliche Berufe überhaupt stellen. Er wird in jenem Teildiskurs deutlich, den Herr Werwolf und ein nicht näher genannter Lehrer über das Adjektiv führen. Ich zitiere:<sup>12</sup>

„Ein Werwolf eines Nachts entwich  
 von Weib und Kind und sich begab  
 an eines Dorfschullehrers Grab  
 und bat ihn: „Bitte, beuge mich!“

Der Dorfschulmeister stieg hinauf  
 Auf seines Blechschilds Messingknauf  
 Und sprach zum Wolf, der seine Pfoten  
 Geduldig kreuzte vor dem Toten:

„Der Werwolf“ sprach der gute Mann.  
 „des Weswolfs, Genitiv sodann,  
 „dem Wemwolf, Dativ, wie mans nennt,  
 den Wenwolf – damit hats ein End.

Dem Werwolf schmeichelten die Fälle,  
 er rollte seine Augenbälle.  
 „Indessen“ bat er „füge doch  
 zur Einzahl auch die Mehrzahl noch !“

Der Dorfschulmeister aber mußte  
 Gestehn, daß er von ihr nicht wußte.  
 Zwar Wölfe gäbs in großer Schar,  
 doch „Wer“ gäbs nur im Singular.

---

<sup>12</sup> Ebda., S. 61.

Der Wolf erhob sich tränenblind –  
 Er hatte ja doch Weib und Kind !!  
 Doch da er kein Gelehrter eben,  
 so schied er dankend und ergeben.

Der Gelehrte, - denn auch der Dorfschulmeister wird im Umkehrschluß als ein solcher benannt – der Gelehrte also hat die Aufgabe, Dinge zu benennen. Dies ist offenbar eine für die Gesellschaft – entschuldigen Sie, das war ein Passus aus den siebzigern, ich sage lieber: für die Identität der Diskursteilnehmer – eine wichtige Funktion. Denken Sie nur an die Trauer des Werwolfs, weil der Gelehrte ihm für seine Lieben keinen Begriff nennen kann ! Wenn Sie Weib oder Kind des Werwolfs wären – wären sie ein glücklicher Bürger ? Wenn man Sie nicht benennen könnte – wären Sie ihrer historischen Identität sicher ? Existieren Sie vielleicht gar nicht ? Und, schlimmer als das: wie könnte der Staat Sie veranlassen, Steuern, Allgemeine Ortskrankenkasse und Angestelltenversicherung zu zahlen ?

Hesperos hat die fundamentale Problematik der historischen Identität im dem Absatz über die Westküsten erörtert. Ich zitiere:<sup>13</sup>

„Die Westküsten traten eines Tages zusammen  
 und erklärten, sie seien keine Westküsten,  
 weder Ostküsten noch Westküsten –  
 „daß sie nicht wüßten !“

Sie wollten wieder ihre Freiheit haben  
 Und für immer das Joch des Namens abschütteln.  
 Womit eine Horde von Menschenbütteln  
 Sich angemaßt habe, sie zu begaben.“

Die Westküsten verfaßten also eine Resolution, in der es heißt:

„Wir Westküsten erklären hiermit einstimmig,  
 daß es uns nicht gibt, und zeichnen hochachtungsvoll:  
 Die vereinigten Westküsten der Erde .-  
 Und nun wollte man, daß dies verbreitet werde.“

Sie merken, wie aus der Nichtbenennung die Anarchie wächst. Auch wenn die Finanzbeamten unter Ihnen nur an die Steuer denken mögen – es geht ja doch um mehr, es geht um die Verlässlichkeit des Seins, die ohne Namen nicht gegeben ist.

---

<sup>13</sup> Ebda. S. 46.

Die Rolle des Gelehrten wird von Hesperos an dieser Stelle einem Walfisch überantwortet, ein , wie mir scheint, sehr tiefsinniges Sinnbild des Professors – er frißt ungeheure Mengen und macht eine riesige Fontäne, schon wenn er atmet. Dem Walfisch gelingt es, die Westküsten davon zu überzeugen, daß nur das Denken jemanden zu dem macht, was er ist – er selbst ist nur ein Walfisch, weil die Küste ihn so denkt, oder, um Ihnen die klassische Definition ins Gedächtnis zurückzurufen:

>Dein Denken, liebe Küste, dein Denken macht mich erst dazu<

Hesperos hat damit das Wesen des Professors im Walfisch bestimmt. Was sagt er uns zu den Methoden ?

Wir wissen, daß man nur dann ein ordentlicher Historiker sein kann, wenn man zwei Fremdsprachen beherrscht. Auch dies wird von Hesperos bestätigt, ich zitiere:<sup>14</sup>

„Korf und Palmström nehmen Lektionen,  
um das Wetterwendische zu lernen.  
Täglich pilgern sie zu den modernen  
Ohlendorffschen Sprachlehrgrammophonen....“

Die Beherrschung der Fremdsprachen hat selbstverständlich auch die Funktion, ingroup und outgroup zu bestimmen und die Reinheit der ingroup zu wahren. Die Reinheit des Professorenstandes wird nämlich als bedroht rezipiert – bedroht von jenen Leuten, die nachdenken, ohne Professor zu sein. Das anfangs zitierte Gedicht zeigt archetypisch das angemessene Verhalten: wenn man einen Professor hat, dann fragt man ihn, was da geschehen ist, und der bringt es auf eine einleuchtende klare Formel – Sie erinnern sich : „ein unerhörtes Erlebnis“.

Nun gibt es aber immer wieder Leute, die meinen, sie seien selbst zum Nachdenken berufen. Hesperos stellt sie uns am Beispiel des Paares Korf und Palmström vor, so einer Art von Max und Moritz der Wissenschaft. Beide wetteifern im unbefugten Denken, z.B. in ihrer bekannten Expedition in ein böhmisches Dorf, wo sie natürlich nichts verstehen, oder in der Erfindung jener Morgenzeitung „welche, wenn man sie gelesen hat, ist man satt“ (was ja volkswirtschaftlich gar nicht wünschenswert wäre). Die beide dienen sich der Wissenschaft an:<sup>15</sup>

„So beschließen beide denn  
nach so manchem Doch und Wenn  
sich mit ihren Theorien

---

<sup>14</sup> Ebda. S. 87.

<sup>15</sup> Ebda. S. 86.

vor die Wissenschaft zu knieen.  
 Doch die Wissenschaft, man weiß es,  
 achtet nicht des Laienfleißes  
 Hier auch schürzt sie nur den Mund,  
 murmelt von >Phantasmen< und  
 beugt sich wieder dann auf ihre  
 wichtigen Spezialpapiere.  
 >Komm<, spricht Palmström, >Kamerad< -  
 alles Feinste bleibt – privat<“

Sie merken, wie die Gelehrten die unbefugten Denker hier angemessen zurechtgewiesen haben: es ist eben nur privat, abgesondert - ja absonderlich, wenn nicht zum Fach gehörende Leute nachdenken. Für Korf ist sogar gesichert, daß er nicht einmal existent ist. Auf die höfliche Aufforderung des Polizeibüros hin, ein Formular über seine Person auszufüllen – antwortete er, daß er nur ein Geist sei. Ich meine, damit ist alles klar – ein Professor braucht ein Gehalt, und keinen Geist.

Anders denn doch Palmström. Zwar hat meine hochverehrte Kollegin Christiane Gingganz in einem durchaus lesenswerten Aufsatz<sup>16</sup> die Vermutung geäußert, daß die im Kern ja anarchistische Untersuchung über die Westküsten, die sich weigern wollen, den ihnen zugeordneten Namen zu tragen, eigentlich von Palmström stamme. Nun ja Frau Kollegin, intensives Studium führt auch Sie sicher weiter.

Textimmanent kommt man eindeutig zu einem ganz anderen Urteil. Hören Sie doch einfach den Tatsachenbericht Palmströms zum modernen Straßenverkehr:<sup>17</sup>

„Palmström , etwas schon an Jahren,  
 wird an einer Straßenbeuge  
 und von einem Kraftfahrzeuge  
 überfahren.

Wie war (spricht er, sich erhebend  
 Und entschlossen weiterlebend)  
 „möglich, wie dies Unglück, ja -:  
 daß es überhaupt geschah?

Ist die Staatskunst anzuklagen  
 In bezug auf Kraftfahrwagen ?  
 Gab die Polizeivorschrift

<sup>16</sup> Christina Gingganz: Golch und Flubis, in: Briefe an den Klabautermann 37. Folge (1998) S. 28 – 14.

<sup>17</sup> Morgenstern a.a.O. S.117.

Hier dem Fahrer freie Trift?

Oder war vielmehr verboten,  
hier Lebendige zu Toten  
umzuwandeln, - kurz und schlicht:  
Durfte hier der Kutscher nicht - ?“

Eingehüllt in feuchte Tücher,  
prüft er die Gesetzesbücher  
und ist alsobald im klaren:  
Wagen durften dort nicht fahren !

Und er kommt zu dem Ergebnis:  
>Nur ein Traum war das Erlebnis.  
Weil < , so schließt er messerscharf,  
>nicht sein k a n n, was nicht sein d a r f.<

Es ist schon bei nur oberflächlicher Textanalyse entgegen der Kollegin  
Ginganz , nicht wahr, eindeutig zu erkennen, daß es sich bei Palmström um  
eine staatstragende Person handelt, die bereit ist, kleinlichen Individualismus  
zurückzustellen, wenn es um das Ganze geht. So führt unsere Untersuchung  
denn auch zu einem positiven Ende. Ich zitiere:<sup>18</sup>

„Irgendwo im Lande gibt es meist  
einen Staat - von dem, was sich an Geist  
irgendwo befindet und erweist,  
doch noch nirgendwo Professor heißt,

eben zum Professor wird gemacht,  
wie von wem, der unaufhörlich wacht,  
ob auch jeder Seele wird gedacht,  
die der Menschheit Glück und Heil gebracht.

Solch ein Staat und solch ein Fürst, o denkt,  
hat auch Palmströms Los zum Licht gelenkt,  
hat ihm den Professorenrang geschenkt  
und das Kreuz für Kunst ihm umgehenkt.

Palmström gibt das Kreuz für Kunst zurück:  
Denn er trägt kein solches Kleidungsstück.  
Den Professor nicht, denn man versteht:  
Als Professor gilt erst ein Prophet.

---

<sup>18</sup> Ebda. S. 123.

Lassen Sie mich zusammenfassen. In dem Werk des geschätzten Kollegen Hesperos finden wir eine umfassende Bestimmung des Professors: Seine Aufgabe ist es, die Ereignisse in ihren historischen Kontext einzuordnen und auf den Begriff zu bringen. Wenn morgens ein Gaul vor ihrer Türe steht – wie glücklich die Familie, die einen Professor hat, der dieses Vorkommnis in Rahmen der Struktur der Gegenwart zwischen *histoire événementielle* und *longue durée* angemessen einordnen kann (Sie erinnern sich: „ein unerhörtes Erlebnis“). Der Professor ist auch dazu da, um dem stets drohenden Anarchismus der Begriffe entgegenzutreten und z.B. den Westküsten, wenn diese einfach nicht mehr so heißen wollen, zu sagen wo es lang geht. Nicht zuletzt muß der Professor Leute in die Schranken des Privaten weisen, die ohne das ordentlich gelernt zu haben selbständig nachdenken. Ich meine: da könnte ja jeder kommen.

Trotzdem: verzweifeln Sie nicht, wenn Sie es noch nicht zum Professor gebracht haben: auch Privatleute können Professoren werden. Wenn sie z.B. Ereignisse, welche die Staatsordnung stören könnten - denken sie an den Unfall Palmströms – durch ruhiges Studium der Gesetzesbücher als nichtexistent erweisen. Wir kennen diese Kapazität, das Unrecht der Welt zurechtzudenken, natürlich von unseren Politikern und Politikerinnen – denken Sie etwa daran, daß unser Bildungsministerium ja nur deshalb den Mittelbau auf die Straße setzt, um ihm zu Gutes zu tun. Aber das ist kein Privileg der Politiker – das kann eben auch ein Professor, wenn er sich anstrengt.

Nun gut, für die höchsten Weihen reicht das allein vielleicht noch nicht, da man in den Zeilen Palmströms über die unmögliche Tatsache leider etwas Ironie zu spüren meint, was bei einem so staatstragenden Thema denn doch bedeuten muß, daß die Beweisführung nicht ganz ordentlich ist. Aber es ist eindeutig die richtige Richtung. Deshalb möchte ich Sie alle ermutigen, sofern Sie noch keine Professoren sind: Nur weiter so! Zum Außer-Ordentlichen Professor könnte es bei guter Führung ausreichen.

## 2. Hauptteil : Der Professor als Mensch

Nachdem ich den Träger der wissenschaftlichen Erkenntnis, den Professor, und den Gegenstand der historischen Wissenschaft, die Zeit, etwas habe verdeutlichen können – hoffe ich – möchte ich als zweiten Hauptteil meiner heutigen Vorlesung einiges über den Alltag des Berufes vortragen. Eigentlich ist dies der Moment, wo ich im wechselnden Medieneinsatz Ihnen etwas vorsingen sollte, und das wichtigste Lied unseres Berufstandes ist ja auch bekannt:<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> Unbedingt zu singen, aus Albert Lortzing, Zar und Zimmermann.

Oh ich bin klug und weise  
 Und mich betrügt man nicht  
 Nein mich betrügt  
 Man sicher nicht ...

Ich möchte aber doch beim Stil der wissenschaftlichen Untersuchungen bleiben. Die Belegstellen für den Alltag des Professors finden sich bei einem weiteren Geistesheroen des letzten Jahrhunderts, er allerdings kein Professor, sondern, nun ja, Journalist war.<sup>20</sup> Was ja auch ein schöner Beruf ist, nicht wahr. Es zeigt sich, etwas verblüffenderweise, nicht wahr, dass auch Professoren unter die allgemeine Kategorie Mensch fallen.

So scheint in folgendem Gedicht ein Kollege beschrieben zu sein, der bei vielem Ruhm doch selten ein Buch vorgelegt hat.<sup>21</sup>

„Ein Mensch, den es nach Ruhm gelüftet,  
 Besteigt, mit großem Mut gerüstet,  
 Ein Sprungbrett – und man denkt, er liefe  
 Nun vor und spränge in die Tiefe,  
 Mit Doppelsalto und dergleichen  
 Der Menge Beifall zu erreichen.  
 Doch läßt er, angestaunt von vielen.  
 Zuerst einmal die Muskeln spielen,  
 Um dann erhaben vorzutreten,  
 Als gält's, die Sonne anzubeten.  
 Ergriffen schweigt das Publikum –  
 Doch er dreht sich gelassen um  
 Und steigt, fast möchte man sagen, heiter  
 Und vollbefriedigt von der Leiter.  
 Denn, wenn auch scheinbar nur entschlossen,  
 Hat er doch sehr viel Ruhm genossen,  
 Genau genommen schon den meisten –  
 Was sollt er da erst noch was leisten ?

Ausserdem hat er vermieden, den Herren Rezensenten seine Arbeit zum Fraß vorzuwerfen.<sup>22</sup>

Ein Mensch hat Bücher wo besprochen  
 Und liest sie nun im Lauf der Wochen.  
 Er freut sich wie ein kleines Kind,  
 wenn sie ein bißchen auch so sind.

<sup>20</sup> Eugen Roth: Ein Mensch, München 1952.

<sup>21</sup> Ebda. S. 34.

<sup>22</sup> Ebda. S. 45.

Natürlich tut es dem Rezensenten leid, wenn er dann später einmal das Buch liest, das er verrissen hat, und er feststellt, dass es gar nicht so schlecht ist. Aber auch dafür gibt es einen Ausweg:<sup>23</sup>

Ein Mensch, der spürt, wenn auch verschwommen,  
Er müßte sich, genau genommen,  
Im Grund seines Herzens schämen  
Zieht vor, es nicht genau zu nehmen.

Nun kann man Rezensenten nicht nur dadurch umgehen, dass man keine Bücher schreibt, sondern auch dadurch, dass man keine Rezensionen liest. Rezensenten sind also ein vermeidbares Übel.

Was in unserer Gegenwart oft vergessen wird ist ja auch, dass zu gute Rezensionen ebenfalls ihre Tücken haben, wie unser Journalist weiß:

Ein Mensch, in einem jähen Strudel  
Von widerwärtigem Lobgehudel  
Emporgeschleudert wild und weit,  
Steigt in den Glanz der Ewigkeit.  
Doch in der Region der Gletscher  
Gefriert das eitle Lobgeplätscher.  
Der Mensch, umragt von Geistesriesen,  
Ist auf sich selber angewiesen  
Und fühlt, im Innersten verstört,  
Dass er nicht recht hierher gehört.  
Arm und verlassen hockt er droben.  
Doch wer kann ihn herunterloben?

Den Ort zu finden, an den man gehört, ist auch in unserem Beruf schwierig, und manchem gelingt es nie so richtig. Allerdings bleibt es ärgerlich, dass einem vorgeführt wird, wer als bedeutender eingeschätzt wird. Dass andere Professorinnen und Professoren mehr junge Studenten zum Doktor führen, mehr Drittmittel einwerben, zu den höchsten akademischen Ehren zugelassen werden. Zwar kann man sich mit dem Zitat aus Osterode am Harz trösten, dass kommende Generationen nicht einmal jene regardieren werden, die noch ein Jahrhundert zuvor ganz berühmt waren. Aber man möchte ja doch lieber im jetzigen Jahrhundert regardiert werden, als im folgenden auch nicht.

Ich lebe zum Beispiel schon sehr lange mit einem Professor zusammen, der sich von seinem fünfzigsten Lebensjahr an darüber ärgert, dass er nicht zum C3 und C4 – Professor berufen wurde. Er bietet ein eindringliches Beispiel dafür, wie

---

<sup>23</sup> Ebda., S. 22.

man seine Energie an unwichtige Einzelheiten verschwenden, wie kleinkariert man sein kann. Unser Journalist hat auch dazu einen guten Vorschlag:<sup>24</sup>

Ein Mensch war eigentlich ganz klug  
 Und schließlich doch nur klug genug,  
 Um einzusehen, schmerzlich klar,  
 Wie blöd er doch im Grunde war.  
 Unselig zwischen beiden Welten,  
 wo Weisheit und wo Klugheit gelten,  
 Ließ seine Klugheit er verkümmern  
 Und zählt nun glücklich zu dem Dummern.

Was macht man aber mit dem vielen Ärger? Mit den klugen Ratschlägen der erfolgreicherer Kollegen, wie man einen guten Antrag auf Drittmittel stellen kann? Mit den Erzählungen fremden Glanzes, den Berichten über die großen Erfolge auf Kongressen in fernen Ländern ? Oder auch den dezenten Hinweisen eines anderen Kollegen, wie viel und in welchen Sprachen er alle publiziert hat ? Aber auch hierzu gibt es goldene Aussagen bei unserem Journalisten:<sup>25</sup>

Ein Mensch frißt viel in sich hinein:  
 Mißachtung, Ärger, Liebespein.  
 Und jeder fragt mit stillem Graus:  
 Was kommt da wohl einmal heraus?  
 Doch sieh ! Nur Güte und Erbauung.  
 Der Mensch hat prächtige Verdauung.

Das bringt uns zurück zum alltäglichen Leben des Professors:<sup>26</sup>

Ein Mensch lebt friedlich auf der Welt,  
 Weil fest und sicher angestellt.  
 Jedoch so Jahr um Jahr, wenn's lenzt,  
 Fühlt er sich sklavenhaft begrenzt  
 Und rasselt wild an seinen Ketten,  
 Als könnte er so die Seele retten  
 Und sich der Freiheit und dem Leben  
 Mit edlem Opfermut ergeben.  
 Jedoch bei näherer Betrachtung  
 Spielt er nur tragische Verachtung  
 Und schluckt, kraft höherer Gewalt,  
 Die Sklaverei ----- und das Gehalt.

---

<sup>24</sup> Ebda. S. 82.

<sup>25</sup> Ebda. S. 81.

<sup>26</sup> Ebda. S. 23.

Das Gehalt ist ja der beruhigende Teil am Leben des Professors. Das Grundübel unseres Berufs, die Eitelkeit, kann man in Bildung fassen,

a) klassische:

Vanitas vanitatum vanitas

Und b) moderne, dann sagt man:

Vanity fair.

Mit solchen Hinweisen erreicht man, dass jeder merkt: der Autor steht selbstkritisch über dieser Eitelkeit, aber liest notabene doch Latein oder zumindest Thackeray. Das sind die feinen Unterschiede, die wir Historiker auch von den Franzosen gelernt haben.

Über die Vorteile der Selbstkritik hat unser großer Landsmann, Abschließendes publiziert; das muß nicht wiederholt werden.<sup>27</sup> Nach dem Witz in der Tatsachendarstellung geurteilt war der Dichter fraglos ein Vorfahr des heutigen Präsidenten der USA. Erinnern Sie sich:<sup>28</sup>

„Auf diese Antwort des Kandidaten Jobses  
Geschah ein allgemeines Schütteln des Kopfes  
Der Inspektor sprach zuerst sein Hem! Hem!  
Darauf die andern secundum ordinem“.

Nur, dass es George gelungen ist, gar nicht geprüft zu werden. Das war ja das Geniale bei seiner Wahl, dass man in Florida nicht wußte, wie man hätte prüfen sollen, ob denn alle Stimmen wirklich für George abgegeben waren. Man gut, dass Onkel Jeff in Florida Gouverneur war.

Ich darf hier einflechten, dass die Noltes eindeutig als Verwandte der Buschs gelten können, da wir so häufig in den Poemen der deutschen Vorfahren auftauchen. Denken Sie nur an die fundamentale Bestimmung der Werte, die Rückbesinnung auf das Christentum anlässlich der Höllenfahrt der Frommen Helene:<sup>29</sup>

„Als Onkel Nolte diese vernommen,  
War ihm sein Herze sehr beklommen.  
Doch als er nun genug geklagt:  
>Oh – sprach er – ich habs gleich gesagt !  
>Das Gute – dieser Satz steht fest –  
Ist stets das Böse, das man läßt!<

Das beweist nochmals unsere Verwandtschaft mit den Buschs. Denn um das Familienlaster der Noltes, die Besserwisserei, so gut zu kennen, muß man einfach verwandt sein. Schadenfreude dagegen ist uns Noltes ganz fremd, wie die letzten Zeilen unmißverständlich machen:

- Ei ja ! - da bin ich wirklich froh !
- Denn Gott sei Dank! Ich bin nicht so!! <<

<sup>27</sup> Wilhelm Busch: Humoristischer Hausschatz, München 1973.

<sup>28</sup> Ebda. S. 197 - 200

<sup>29</sup> Ebda., S. 72.

Soviel also zu den feinen Unterschieden. Anders ist das mit dem Gehalt: das braucht man.

### 3. Hauptteil: Die Zeit als Gegenstand der historischen Forschung

Erlauben Sie mir, mich damit dem Kern der historischen Wissenschaft zuzuwenden, der Zeit . Ich tue das anhand einer Untersuchung der ZEIT-DISKURSE BEI JOACHIM VON WURZEN.<sup>30</sup>

Joachim von Wurzen gehört zu den am meisten verkannten deutschen Denkern. Das liegt fraglos an seiner Bescheidenheit, nannte er sich doch als Autor immer nur Hausunke, bzw. lateinisch natrix natrix (Nun sind natürlich die unter Ihnen froh, die das Latinum gemacht haben und wissen wen ich meine).

Lange behaupteten bekanntlich die Philosophen, nicht zuletzt die Wittgensteinforscher, Joachim gehöre zu ihren Themen. Grund für diesen Anspruch war der bekannte Diskurs zwischen dem zeitgenössischen Komiker - Kuttel-daddel-du ? - und dem Fürsten. In diesen Diskursen wurde ja viel von der Kritik der Sprachlogik vorweggenommen. Nur ein Beispiel: der Komiker will mit dem Fürsten Brüderschaft trinken, worauf der um die Rechnung bittet. Zitat:<sup>31</sup>

„Und während der Fürst die Zahlen mit Bleistiftstrichen anhakte, hatte Kuttel die Rechnung beglichen.“

Ein eindrucksvolles Beispiel für die Wahrheitsfunktion von Aussagen. Worum geht es ? Der verarmte Adel will die Rechnung nicht zahlen, sondern schiebt sie den Promis unserer Zeit zu. Und das, obwohl der Fürst es war, der unbedingt das Studio von – Kuttel – daddel – du ? besichtigen wollte. Dabei war zum Schluß, wie wir dem Vers entnehmen, Naddel schon gar nicht mehr dabei.

Auch die Geographen haben Joachim von Wurzen als einen der ihren beansprucht, und wirklich bietet sein Raumgefühl Argumente dafür - denken sie etwa an die bekannten Zeilen:<sup>32</sup>

„Überall ist Wunderland.  
Überall ist Leben.  
Bei meiner Tante am Strumpfenband

<sup>30</sup> Ringelnetz, in kleiner Auswahl, Berlin 1955.

<sup>31</sup> Ebda. S. 22.

<sup>32</sup> Ebda. S. 47.

Wie irgendwo daneben.“  
Eine bloß geographische Interpretation geht aber an der klaren Chronologie der folgenden Zeilen vorbei:

Überall ist Dunkelheit.  
Kinder werden Väter.  
Fünf Minuten später  
Stirbt sich was für einige Zeit.“

Damit ist endlich klar, dass Joachim unser ist. Er ist ein historischer Denker, dem es um Zeit und Ablauf in der Geschichte geht. Dazu ein anderes Beispiel, das einen ganzen Ablauf in wenigen Zeilen zusammenfasst:<sup>33</sup>

„Weißt Du noch“ so frug die Eintagsfliege  
Abends, „wie ich auf der Stiege  
Damals dir den Käsekrümel stahl?

Mit der Abgeklärtheit eines Greises  
Sprach der Fliegenmann: „Gewiß, ich weiß es!“  
Und er lächelte: „Es war einmal –,“

„Weißt du noch“, so fragte weiter sie,  
„Wie ich damals unterm sechsten Knie  
Jene schwere Blutvergiftung hatte?“

„Leider“ sagte halbverträumt der Gatte.

„Weißt du noch, wie ich, weil ich dir grollte,  
Fliegenleim-Selbstmord verüben wollte??  
Und wie ich das erste Ei gebar ??  
Weißt du noch, wie es halb sechs Uhr war??  
Und wie ich in die Milch gefallen bin ??“

Fliegenmann gab keine Antwort mehr,  
Summte leise, müde vor sich hin:  
„Lang, lang ist's her --- lang “

Die narrative Struktur, the master-narrative dieses Textes ist die *vita activa*. Zwei Charaktere werden konfiguriert: der etwas träge Mann und seine geschwätzige Frau, ein Gegensatzpaar, das nicht nur unter Fliegen herumfliegt. Schon von Anfang an muß sie ihn anstökern, muß ihm den Käsekrümel stehlen, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Der Höhepunkt der Krise ist ihr Selbstmordversuch; offensichtlich ein überzeugendes Manöver, da

---

<sup>33</sup> Ebda. S. 120.

chronologisch die Geburt des ersten Eis folgt. Aber auch später muß sie sich noch in die Milch stürzen, um etwas Schwung in die Langeweile dieser modernen Ehe zu bringen. Die Geschichte wird vom Lebensabend aus berichtet der – hier zeigt sich die geniale Konstruktion dieser Geschichte - zugleich der wirkliche Abend ist, da es um den Ablauf eines Eintagsfliegenlebens geht.

Der Historiker des Weltsystems wüßte natürlich gern, was für ein Käse es war, von dem sie ihm den Krümel stahl. Handelte es sich hier schon um die haltbare Industrieform des Käses, die in Edam erfunden zu einem der Exportprodukte des Zentrums in die halbperipheren Räume wird? Eine genaue Analyse der Quelle deutet in diese Richtung, denn gerade dieser Käse krümelt eben, trotz der bekannten Käseverordnung der heeren seventein von 1642.<sup>34</sup> Ausschließen kann man aber auch nicht, dass es sich nur einen normaler Harzer Handkäse handelte, den die Hausfrau nicht unter die Käseglocken getan hatte, der also vertrocknet war und dementsprechend krümelte. Hier ist einfach weitere Forschung notwendig; leider scheiden die Methoden der oral history aus, da aus dieser Kohorte von Eintagsfliegen niemand mehr am Leben sein dürfte.

Insgesamt darf man sagen, dass hier Alltagsgeschichte einen ihren frühen Höhepunkte erreichte – in deutlicher Abgrenzung von Nationalgeschichte oder Geschichte „Großer Männer“. Das Leben kleiner Leute steht im Mittelpunkt, sogar sehr kleiner Leute. Und es werden jene Katastrophen gezeigt, welche das Leben kleiner Leute eben betreffen – die Blutvergiftung am sechsten Knie, der Sturz in den Milchbecher. Auch die Verzweiflung wird nicht ausgelassen – die Drohung mit dem Selbstmord, ein tiefes Symbol für die Einsamkeit des Individuums in der Moderne. Die Frau als die Gefühlsreichere wird fast in den Selbstmord getrieben, da sie dieser Einsamkeit existentieller ausgesetzt ist. Die Trägheit des Mannes mag geschlechtsspezifisch sein, man wird sie aber auch so interpretieren können, dass die Sublimation der maskulinen Aggressivität zur fast völligen Desaktivierung führt.

Allerdings ist das Paradigma der Psychohistorie als Erklärungsansatz doch wohl als überholt anzusehen. „Die junge Fliege“ – Erickson läßt grüßen, und damit wird man heute weder Lorbeeren noch Dauerstellen gewinnen. Im Rahmen der Areastudies, also hier der Osteuropaforschung, liegt dagegen die Frage nahe, ob es sich um eine russische Fliege handelt, die als Gebildete Oblomow gelesen hat.<sup>35</sup> Die Frage wird kontextual als berechtigt erwiesen, da Joachim von Wurzen ja bekanntlich in der Novelle vom Tabarz die Reise einer Fliege nach Sibirien beschreibt.<sup>36</sup> Die Fliege wird, als sie aus der Transsibirische Eisenbahn verläßt. von einem Laubfrosch verschluckt wird, der wiederum von einem

<sup>34</sup> J. M. O. de Vries: Kaas en het system van produktie, in: O. Quispel Hg.: Ontwikkelingen in West-Europa van de vijftiende tot de achttiende eeuw, Haarlem/NY 1994, S. 312 – 320.

<sup>35</sup> Iwan Gontscharow: Oblomow, deutsch Naufel. Leipzig 1981.

<sup>36</sup> Ringelmatz a.a.O. S. 149 – 154.

Naturforscher zersägt wird (ich greife Ihrer Frage vor - selbstverständlich ist das ein Rekurs auf Basarow<sup>37</sup>). Der englische, oder genauer kanadische Naturforscher findet sie im Magen des Laubfrosches und sagt: ei, ei. Da die Fliege in diesem Moment ein Ei legt, schließt der Forscher überzeugend, dass Fliegen nicht nur Deutsch, sondern auch Englisch sprechen (egg, egg). Ich will das Thema aber nicht vertiefen, sonst meint die Geschäftsführung des Historischen Seminars, dass ich hier für die Wichtigkeit der Osteuropäischen Geschichte werben möchte.

Aber es bleiben weitere Fragen. Wie wurde sie gerettet? Hat der Mann sich endlich gebessert und ihr mehr Aufmerksamkeit gewidmet? Erwies sich der Fliegenleim als vertrocknet? Wir wissen es nicht, hier wird die Notwendigkeit zu weiteren Forschungen offenbar. Ein Forschungsantrag bei der Böllstiftung – „Das Janusgesicht der Moderne aus luftiger Sicht“ – ist eingereicht.

An dieser Stelle ist die theologiegeschichtliche Implikation mit einzubeziehen. Es besteht eine auffallende Nähe Joachims zu Fliegen; seinem Lobgesang auf die *Musca Domestica*<sup>38</sup> steht beeindruckend neben den Gedanken zur schwebenden Zukunft, die an erster Stelle den Löwenzahnsamen gewidmet sind.<sup>39</sup> Auch das bedrohlich erscheinende Lachen der Krähen über die Vogelscheuchen gehört in diesen Kontext.<sup>40</sup> Der „Einsame Spazierflug“<sup>41</sup> zeigt den Dichter, wie er nach dem eigenen Tod als Engel zu seiner Frau fliegt, nur aus Neugier, was sie jetzt tut, ob sie sich nun umwerben läßt oder klagt,  
 „Ob Du gar Gott verneinst, anstatt dass Du dankbar bist“

Zum Symbol des dahinfliegenden Lebens wird dann jedoch der Bumerang:<sup>42</sup>  
 „War einmal ein Bumerang  
 War ein wenig zu lang.  
 Bumerang flog ein Stück  
 Aber kam nicht mehr zurück.  
 Publikum - noch stundenlang –  
 Wartete auf Bumerang.“

Joachim hatte keine „Angst vorm Fliegen“. Aber er wusste, dass schon eine geringe Übergröße zur Enttäuschung führen kann. Eine frühe Einsicht in die Kontingenz historischer Prozesse, die manche Historiker später erst wieder mühsam lernen mußten. „Zeit“ ist hier Signum der immanenten Enttäuschung – das Publikum wartet, aber er kommt nicht, nicht zurück jedenfalls, der Bumerang.

<sup>37</sup> Iwan S. Turgenjew: Väter und Söhne, in Ders.: Romane, Übers. Manfred von der Ropp, München o.J..

<sup>38</sup> Ringelnatz a.a.O. S. 116.

<sup>39</sup> Ebda. S. 112.

<sup>40</sup> Ebda. S. 105.

<sup>41</sup> Ebda. S. 75.

<sup>42</sup> Ebda. S. 11.

Ich komme damit zu dem im engeren Fach berühmten prophetischen Gedicht des Autors:<sup>43</sup>

Vergehe, Zeit  
 „Vergehe Zeit und mach einer besseren Platz !  
 Wir haben doch nun genug verloren.  
 Setz einen Punkt hinter den grausamen Satz:  
 >Ihr habt mich heraufbeschworen<.

Was wir, die Alten, noch immer nicht abgeüßt,  
 willst du es nicht zum Wohle der Jugend erlassen ?!...“

Ehe Missverständnisse auftreten und als Gedicht als Kommentar zur Gegenwart interpretiert wird, darf ich an die Vita des Autors erinnern: das Gedicht wurde 1932 publiziert, der Autor ist 1934 gestorben. Die neue Zeit hatte keine Verwendung für ihn – worüber er sich sicher nicht gewundert hat. Es gibt Leute, die einfach beleidigt sind, wenn man sie nicht begeistert begrüßt.

Ich komme zum Ende meines Themas „Zeit-Diskurse bei Joachim von Wurzen“ und muß also viele Forschungsfragen für zukünftige Sammelbände offenlassen. Erwähnen möchte ich aber doch, dass der Dichter auch das Problem des Kairos, der rechten Momentes tief erschlossen hat. Verpaßte Momente der Weltgeschichte ! Ein großartiges und nun wirklich sehr aktuelles Thema. Ich lese einfach vor.<sup>44</sup>

Ein männlicher Briefmark erlebte,  
 was Schönes, bevor er klebte.  
 Er ward von einer Prinzessin beleckt.  
 Das hat die Liebe in ihm erweckt.

Er wollte sie wiederküssen,  
 da hat er verreisen müssen.  
 So liebte er sie vergebens.  
 Das ist die Tragik des Lebens !

*Die Tragik des Lebens ist ein guter Übergang zum Schlußteil, zu*  
 C. Komödie

An sich gibt es für uns Professoren und bestallte Wissenschaftler keinen besonderen Grund zur Klage. Wir kommen mit dem Gehalt nicht aus, aber das

---

<sup>43</sup> Ebda. S. 98,

<sup>44</sup> Ebda. S. 5.

passiert auch großen Geistern, ganzen Staaten und sogar Staatengemeinschaften, und ich habe das schon als Kinderspruch in mich aufgenommen:

Es soll vorkommen, dass die Nachkommen mit dem Einkommen der Vorfahren nicht auskommen.

Ein anderes Kinderlied, das ich mir früh gemerkt habe und an das ich mich während des Alltags mit Kolleginnen und Kollegen manchmal erinnere, war:

Die Gründgens, die Gründgens,  
die kriegen keine Kindgens,  
und kriegen Gründgens Kindgens  
dann sind es keine Gründgens

Meine schöne Mutter hat übrigens immer abgestritten, dass ich dies Liedchen von ihr gelernt hätte, dass sie es vor sich hingeträllert hätte während des Kriegs, als wir in der Provinz lebten – in Erinnerung an die schönen Jahre in Berlin vor demselben. Wer weiß, wie das Lied in den Keller meiner Erinnerung<sup>45</sup> gelangt ist – ich hab es halt nicht verstanden und mir desto genauer gemerkt. Man muß eben vorsichtig sein devant les enfants.

Ich will damit sagen, dass ich eine glückliche Kindheit hatte, dass der Krieg genug von uns überließ,<sup>46</sup> dass man den Rest Familie nennen konnte, und dass es auch mit uns nach der von den Deutschen selbst gewählten Katastrophe wieder aufwärtsging. Sie haben gemerkt, dass wir in unserer Familie viel gelacht haben, und ich kann hinzufügen, dass wir auch viel mit Schärfe diskutieren und vor allem, dass immer wieder einige von uns den Mut gefunden haben, für eine Sache zu kämpfen, die sie für wichtig hielten. All dieses waren gute Voraussetzungen für den Beruf, den ich ergriffen habe. Ich hätte den Beruf trotzdem nicht ausfüllen können, wenn ich nicht gute Lehrer gefunden hätte wie Reinhard Wittram oder Hermann Heimpel – und wenn sie mich nicht aus Göttingen weg empfohlen hätten. Aus Hannover hat mich niemand mehr weg empfohlen, und also war dies das Ende meiner Karriere.

Vor allem aber: ich hätte mein Leben nicht führen können, ohne die Liebe meiner zwei Ehefrauen (nacheinander, kein Fall für Juvenal) und die Zuneigung meiner Kinder, mit denen wir in der Familie diesen Stil der Diskussion, der Auseinandersetzung und des Einsatzes für eine Sache, aber auch des liebevollen Zuhörens und des Erzählens von Dönekes fortzusetzen versucht haben.

<sup>45</sup> Anna Achmatova: Der Keller des Gedächtnisses, in: Kay Borowski, Ludolf Müller Hg.: Russische Lyrik, Stuttgart 1983, S. 348. Wir haben die Metapher benützt, um Erinnerungen von Insassen von Bergen-Belsen einzuordnen: Hans-Heinrich Nolte Hg.: Häftlinge aus der UdSSR in Bergen-Belsen, Frankfurt 2001, S. 45 ff.

<sup>46</sup> Von den fünf Brüdern Nolte ist nur einer, mein Vater, aus dem Krieg zurückgekommen. Zu seiner Auseinandersetzung vgl. Heinrich Nolte: Vom Cannae-Mythos, Göttingen 1991; zum langsamen Lernen des Umgangs mit der Geschichte Hans-Heinrich Nolte: Kompetenzakkumulation im Weltsystem. Der Krieg, Rußland und die Liebe zu soliden Sachen, in: E. Barlösius u.a. Hg.: Distanzierte Verstrickungen, Festschrift für Peter Gleichmann, Berlin 1997, S. 147 – 162.

Auch hier gab es Tragödien wie den Tod meiner ersten Frau. Auch hier gab es bohrende Fragen, was man falsch gemacht, wo man sich nicht genug Zeit genommen hat – beim Freitod eines Freundes und dem eines Pflegekindes meiner Frau waren solche Fragen am schärfsten. Es gab viel Satyrspiel, das habe ich versucht, Ihnen nahezubringen. Aber es gab auch viel, was gut ausgegangen ist und von dem Abschied zu nehmen angemessen ist.

Lassen Sie mich das Ende mit einem Lieblingsgedicht beginnen:<sup>47</sup>

Astern – schwälende Tage,  
dunkle Beschwörung, Bann,  
die Götter halten die Waage  
eine zögernde Stunde an.

Noch einmal die goldenen Herden  
Der Himmel, das Licht, der Flor,  
was brütet das alte Werden  
unter den sterbenden Flügeln vor?

Noch einmal das Ersehnte,  
der Rausch, der Rosen Du –  
der Sommer stand und lehnte  
und sah den Schwalben zu,

noch einmal ein Vermuten,  
wo längst Gewißheit wacht:  
die Schwalben streifen die Fluten  
und trinken Fahrt und Nacht.

Abschied ! Das Wort ist in der deutschen Literatur mit einem ihrer großartigsten Gedichte verbunden<sup>48</sup>

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde !  
Es war getan, fast eh gedacht.  
Der Abend wiegte schon die Erde  
Und an den Bergen hing die Nacht;  
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,  
Ein aufgetürmter Riese, da,  
Wo Finsternis aus dem Gesträuche  
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Aber: dieser Abschied war , Sie erinnern sich, mehr ein Aufbruch. Vielleicht wird auch dieser Abschied hier ein Aufbruch, ganz genau kann man das vorher nicht wissen. Aber es kann nicht solch ein Aufbruch sein wie jener aus

<sup>47</sup> Benn a.a.O. S. 174.

<sup>48</sup> Goethes Werke, Hg. Erich Trunz, 1. Band, Ausgabe Hamburg 1960, S. 28.

Sesenheim, nicht der Aufbruch in den Beruf nach dem Studium, der Aufbruch aus der elsässischen Idylle in die Karriere, das Fortreiten von der Geliebten. Heute geht es auch nicht um die Wanderung vom alten gelehrten Göttingen, wo die Jungs sich nach der Deklination des Lateinischen beurteilten, in den wilden Harz . Und ich möchte Ihnen ja auch wirklich „Adieu“ sagen: „möge es Ihnen gut gehen“, „grüetsi“, wie die Schwyzer sagen, „Grüß Gott“ im Tirolerischen und „Bun Di“ in den schönen ladinischen Tälern.

Suchen wir einen anderen Abschied.<sup>49</sup>

Wie hab ich das gefühlt, was Abschied heißt.  
Wie weiß ich's noch: ein dunkles unverwundnes  
grausames Etwas, das ein Schönverbundnes  
noch einmal zeigt und hinhält und zerreißt.

Wie war ich ohne Wehr, dem zuzuschauen,  
das, da es mich, mich rufend, gehen ließ,  
zurückblieb, so als wärens alle Frauen  
und dennoch klein und weiß und nichts als dies:

Ein Winken, schon nicht mehr auf mich bezogen,  
ein leise Weiterwinkendes -, schon kaum  
erklärbar mehr: vielleicht ein Pflaumenbaum,  
von dem ein Kuckuck hastig abgeflogen.

Aber auch dieser Abschied trifft nur einen Teil der Gefühle. Ja, diese Phase des Lebens ist vorbei, Vorlesungen zur Geschichte Osteuropas<sup>50</sup> oder über die Herstellung der einen Welt<sup>51</sup> werde ich in Hannover nicht mehr halten, das wird jetzt die Aufgabe jüngerer Leute. Ich werde Sie in diesem Schönverbundnem nicht mehr treffen. Aber ich werde den Verein für Geschichte des Weltsystems und die Zeitschrift für Weltgeschichte weiter organisieren; die Wechselwinde, die von der vorgestreckten Fahrt ableiten, zu überlisten suchen und vorm Sturm die Segel reffen, aber das Steuer festhalten .

Schließen wir also einfach mit einem der hoffnungsvollsten Gedichte in deutscher Sprache, nach dem Tode des Freundes geschrieben, ein Satz nur, aber

<sup>49</sup> Rainer Maria Rilke: Der ausgewählten Gedichte erster Teil, Leipzig o. J., S. 31.

<sup>50</sup> Vgl. zum Nachlesen eines Teils davon Hans-Heinrich Nolte: Kleine Geschichte Rußlands = Reclam 9696, 3. Auflage erscheint z.Zt..

<sup>51</sup> Vgl. zum Nachlesen und z.Zt. nur antiquarisch erhältlich Hans-Heinrich Nolte: Die eine Welt, <sup>2</sup>Hannover 1994.

drei Strophen, die das Leben zusammenfassen, seine Phasen symbolisieren, aber auch die Hoffnung des Alterns.<sup>52</sup>

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten  
Nebelschleiern sich enthüllen,  
Und dem sehnlichsten Erwarten  
Blumenkelche bunt sich füllen,

Wenn der Äther, Wolken tragend,  
Mit dem klaren Tage streitet,  
Und der Ostwind, sie verjagend,  
Blaue Sonnenbahn bereitet,

Dankst Du dann, am Blick dich weidend,  
Reiner Brust der Großen, Holden,  
Wird die Sonne, rötlich scheidend,  
Rings den Horizont vergolden.

Adieu.

---

<sup>52</sup> Goethe a.a.O. S. 391.